

Schutzengel der Poesie

– Zum 80. Geburtstag des Dichters Christoph Meckel. –

Die geflügelten Himmelsboten waren schon immer seine verlässlichsten Weggefährten. Im allerersten Gedicht seines schmalen Debütbandes *Tarnkappe*, mit dem Christoph Meckel 1956 im zarten Alter von 20 Jahren die Bühne der Nachkriegspoesie betrat, drängen sich alternde Engel an die Pforten der Welt, um das Treiben der Sterblichen zu beobachten. 60 Jahre und über dreißig Gedichtbände später vollzieht sich in einem der jüngsten Texte Meckels die metaphysische Erfahrung der Weltzeit ebenfalls mit Hilfe eines Himmelskuriers. Die Welt tritt als „leuchtendes Gestirn“ vor die Augen des Dichters, und die Toten ziehen noch einmal am Horizont vorbei. Meckels lyrisches Alter Ego betritt das „Camp“, und man weiß nicht: Ist es das Schattenreich oder das Paradies?

*Einer schrie nach seinem Engel.
Der Taschendieb wechselte Bart und Handschuh.
Der Märchenerzähler verstummte,
verschwand in den Toiletten.*

*War ich an der Reihe, nicht an der Reihe?
Mich erwartete nichts – ich hatte
von einer Zukunft nichts gehört.
Wie immer verschwanden alle außer mir.*

(„Camp“, veröffentlicht in *Park* 67, 2014)

Der späte Christoph Meckel spricht die Sprache der Sterblichkeit. Begonnen hatte der junge Dichter als Poet des Unterwegsseins der „auf Abenteuer geht“ und das Licht und die Landschaften ferner Gegenden erkundet. Immer wieder wird der poetische Vagabund von Traumgeschöpfen begleitet, den Wappentieren seiner Imagination. Als Kind erlebte der 1935 in Berlin geborene Meckel die Zerstörung seiner Kindheitsstadt Freiburg, eine Urszene, die sich in die Szenarien seiner Erzählungen eingeschrieben hat. Parallel zu seiner Arbeit als Schriftsteller begann er 1957 in Berlin mit seinem grafischen Opus magnum, der *Weltkomödie*, einer surrealen Welt aus Radierungen, die mittlerweile fast 2.000 Blätter umfasst. Später zog es ihn von Berlin-Friedenau nach Frankreich, in ein kleines Haus in Rémuzat in der östlichen Drôme. Heute lebt Meckel wieder in Freiburg, der Stadt seines literarischen Aufbruchs in die Welt.

In seinen Gedichten, die der *Carl Hanser Verlag* anlässlich seines 80. Geburtstags auf 950 Dünndruck-Seiten in dem grandiosen Sammelband *Tarnkappe* versammelt hat, erleben wir einen Phantastiker mit einer großen Empfindlichkeit für die Wunder, die auch noch in unserer entzauberten Welt der Moderne zu entdecken sind. Von seiner Trilogie *Die Komödien der Hölle*, die von 1979 bis 1987 den großen Reisenden Meckel als Meister einer melancholischen Liebespoesie zeigte, bis zu den Gedichten der allerjüngsten Gegenwart lockern sich die vertrauten Weltverankerungen und alles gerät in eine surreale Schwebel. Die bedrohliche Gegenwelt zu den Bildern südlicher Sehnsuchtslandschaften bildet der heillose Kosmos von ‚Babylon-City‘.

In den späten Gedichtbüchern, die nach der Jahrhundertwende entstanden sind, verdunkelt sich der Horizont des Traumsehers. Das Gedichtbuch *Seele des Messers* (2006) wird beispielsweise durch einen Text eröffnet, der ein Panorama des Unheimlichen entfaltet. Man wähnt sich in eine post-apokalyptische Welt versetzt, in der vielleicht ein Krieg gewütet hat, auf eine mit „Feuereimern“ markierte Fläche, in der alle Götzenbilder, Denkmäler und mythischen Symbole des Menschen entfernt worden sind. Überhaupt sind es oft nächtliche Szenerien und Labyrinth, in die Meckel mit der ihm eigentümlichen fließenden melodischen Bewegung einführt; dunkle Räume, in die ein gleißendes Licht fällt und in denen nur noch gelegentlich ein rettender „Engel aus der Glutzone“ auftaucht.

Manchmal scheint das lyrische Subjekt des Autors die Traumarchitekturen eines Hieronymus Bosch zu durchqueren, dann wieder landet das Ich in den Gärten der Kindheit. In einem Text wird die christliche Überlieferung der Geschichte des heiligen Christopherus aufgerufen. Gemäß der *Legenda Aurea* hatte der starke Mann die Aufgabe übernommen, Menschen auf seinem Rücken über einen gefährlichen Fluss zu tragen. Als er dann eines Tages ein Kind über den Fluss trägt, glaubt er plötzlich, die Last der ganzen Welt auf seinen Schultern zu tragen und fürchtet, in der Flut zu ertrinken. Am rettenden Ufer angekommen, gibt sich ihm das Jesuskind zu erkennen und lüftet das Geheimnis: „Mehr als die Welt hast du getragen“, erklärt ihm das Kind, „der Herr, der die Welt erschaffen hat, war deine Bürde.“ Meckel macht daraus eine Szene des Verlusts dieser Heilsgewissheit. Die Figur des Vaters taucht auf, dem er einst in seinem berühmten *Suchbild* eine intensive Auseinandersetzung gewidmet hatte, ein erzählerisches Meisterstück über jene Generation, die mit viel Opportunismus und Naivität den Nationalsozialismus überstand. Aber er ist nicht die rettende Figur, sondern wie die Mutter eine eher bedrohliche Gestalt. Das Rettende ist hier nicht in Sicht:

*Wer trug mich. Der Fährmann Christopherus
trug seine Bürde
in tausend Jahren durchs Wasser.
Mein Vater trug ein Gewehr,
meine Mutter trug Ringe und Perlen.
Aber wer trug mich. Kein Fuhrwerk
keine Bahre, kein Flughund, kein Engel.
Aber was trug mich.*

In anderen Gedichten des Bandes *Seele des Messers* erreicht Meckel einen rhapsodischen Schwung, der in dieser Intensität selten geworden ist in der zeitgenössischen Lyrik. Der wunderbare „Gesang von Etwas“, eine ausschweifende Phantasie über die metaphysische Energie einer unbestimmten Substanz, des mysteriösen „Etwas“, vermag ebenso zu faszinieren wie der „Große Choral von Hut und Schuh“, der die scheinbar banalen Stofflichkeiten von Hut, Schuh und Schuhwiche besingt.

Die Traumsprache des Lyrikers Meckel animiert auch das Prosawerk des Dichters. In einer der schönsten Erzählungen Meckels, der Todesphantasie „Nachtmantel“, verlässt ein Mann in mittleren Jahren seine Berliner Behausung, um auf seiner letzten Reise zu sterben. In fast hypnotischer Selbstbetäubung begibt er sich auf ziellose Fahrt durch eine „wesenlose“ Welt und landet schließlich an einer namenlosen Küste vor einem rätselhaften Koloss, einem riesenhaften amorphen Findling aus den Tiefen des Meeres. Der Koloss entpuppt sich als schauderhaftes Lebewesen, das nach einer vernichtenden Attacke von Terroristen seine

fürchterlichen Gifte in die Welt verströmt.

Christoph Meckel, der in diesem Jahr der großen Völkerwanderung 80 Jahre alt geworden ist, verkörpert den Typus eines Dichters, der in der zeitgenössischen Lyrik ausgestorben schien: den von Visionen und halluzinatorischen Bildern beflügelten Sänger. Sein Dichterkollege Lutz Seiler würdigte ihn sehr treffend für seine „ungezügelter Sprach- und Lebensbejahung“, bei der auch „die Untröstlichkeit heiter ist“. Wer Meckels Gedichte liest, ist zumindest für die Augenblicke der Lektüre bereit, den stark ramponierten Glauben an die Suggestivkräfte der Dichtung neu zu beleben.

Michael Braun, Park, Heft 68, Dezember 2015